

69. Jahrgang – Oktober 2018 – Nr. 10

ISSN 1861-974 – H 6114

Verkaufspreis: 3,- Euro

SCHLESISCHER GOTTESFREUND

Nachrichten und Beiträge
aus dem Evangelischen Schlesien



GOTTES WUNDERBARE ZUWENDUNGEN

Gedanken zum Erntedankfest

DIPL. THEOL. ANDREAS NEUMANN-NOCHTEN

4. Mose 13, 23 + 27

Und sie kamen bis an den Bach Eschkol und schnitten dort eine Rebe ab mit einer Weintraube und trugen sie zu zweien auf einer Stange, dazu auch Granatäpfel und Feigen. Und sie erzählten ihnen [der ganzen Gemeinde der Israeliten] und sprachen: Wir sind in das Land gekommen, in das ihr uns sandtet; es fließt wirklich Milch und Honig darin und dies sind seine Früchte.

Eine wunderbare, saftige Weintraube ziert das Titelbild dieser Ausgabe unseres Gottesfreundes. Da läuft einem das Wasser im Munde zusammen, da möchte man glatt zugreifen, sich eine der Beeren herauspflücken und genüsslich auf der Zunge zergehen lassen.

Ähnlich mag es den Israeliten ergangen sein, als sie nach jahrelanger Odyssee endlich an der Grenze des ihnen versprochenen „gelobten Landes“ angekommen waren. Mose hatte zwölf Männer über die Grenze geschickt um die künftige Heimat zu erkunden. Vierzig Tage später kehrten sie zurück und sie hatten eine riesige „Weintraube [] dazu auch Granatäpfel und Feigen“ im Gepäck. „Es fließt wirklich Milch und Honig darin und dies sind seine Früchte!“

Schwere Zeiten lagen hinter dem Volk. Nur die Älteren unter ihnen erinnerten sich noch der Knechtschaft in Ägypten und des Durchzugs durch das Schilfmeer. Die Strapazen der Wüstenwanderung mochten dagegen noch sehr präsent sein.

Doch neben den Erinnerungen an Entbehrungen gab es auch jene an wunderbare Errettungen – eine Feuersäule des Nachts und des Tags eine Wolkensäule, die Orientierung gab; Wasser aus dem Felsen, das den Durst löschte und Manna vom Himmel zur Stärkung der Hungrigen – Erinnerungen an die wunderbaren Zuwendungen GOTTES.

Das Volk Israel begeht bis heute alljährlich ein besonderes Fest im späten Frühling, den Schawuot oder das Wochenfest. Geschichtlicher Hintergrund ist die Herausführung der Israeliten aus Ägypten im jüdischen Monat Nissan (März/April) und die 49 Tage später erfolgte Gottesoffenbarung am Berg Sinai am sechsten Siwan (Mai/Juni). Die Befreiung aus der ägyptischen Knechtschaft und der Empfang der zehn Gebote Gottes bilden Höhepunkte jüdischer Geschichte. Schawuot ist somit das „Fest der Toragebung“.

Zum anderen erinnert es aber auch an die ersten Früchte aus dem Boden des „Gelobten Landes“. Das nebenstehende Gemälde von Moritz Daniel Oppenheim illustriert eindrucksvoll den Feiertag: Gläubige aus aller Welt sind zusammengekommen, um ihr Fest gemeinsam zu begehen. Im Zentrum steht zwar die Thora, aber sie ist umgeben von üppigem floralen Schmuck. Andere Darstellungen zeigen häufig auch Getreide und Feldfrüchte.

Eigentlich sollte dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein, daß uns dies alles recht bekannt vorkommt (oder muß ich eher sagen: bekannt vorkommen sollte?): Pessach zum Gedenken an die Befreiung aus der Knechtschaft – Schawuot, 49 Tage später, an die Übergabe der Gebote. Ostern – die Überwindung des Todes durch die Auferstehung Jesu, Pfingsten, ebenfalls 49 Tage später die Zuwendung des Heiligen Geistes und Geburtsstunde der weltweiten christlichen Gemeinschaft.

Doch zurück zum Erntedankfest. Begonnen haben wir mit einer üppigen Weintraube, den saftigen Beeren, die sie bilden und einem erwartungsfrohen Volk, das sich noch ganz ursprünglich und direkt an den Zuwendungen Gottes zu erfreuen weiß.

Ich erinnere mich eines Erntedankgottesdienstes auf Hermannswerder, einer Insel in der Potsdamer Havel. Dort gab es neben vielen russischen Soldaten, einem Diakonissenmutterhaus auch eine Art Evangelisches Gymnasium und eine geräumige neugotische Anstaltskirche. Zu besagtem Erntedankfest war der Altar recht üppig geschmückt, vorrangig mit Kürbissen in allen Formen, Farben und Größen. Irgendwann während der recht zeitintensiven Predigt raunte mir mein Nachbar zu: „Ich hasse Erntedank, da gibt es bis Weihnachten wieder nur Zonen-Ananas als Kompott.“ Dieses Synonym für Kürbiskompott, war an der Schule eine Art geflügeltes Wort, denn tatsächlich landeten die meisten Naturalspenden in der Küche des Kirchlichen Oberseminars, so nannte sich das Gymnasium zu DDR-Zeiten. Nach dem Gottesdienst sprach uns die Oberin des Mutterhauses, Siegtraud Linke, an. Sie hatte uns, eine Reihe hinter uns sitzend, wohl belauscht. „Jungs“, sagte sie, „ich kann euch nur zu gut verstehen, ich möchte auch nicht jeden Tag Kürbiskompott essen müssen, aber es gab eine Zeit, da hatten wir nicht mal das und waren dankbar für jedes Stückchen trockenes Brot. Nach überstandener Not dankbar



zu sein, ist kein großes Kunststück. Aber wahre Dankbarkeit ist keine augenblickliche Gefühlsregung, sondern ein Lebensgefühl.“

Mancher Landwirt mag sich in diesem Jahr fragen, wofür er eigentlich dankbar sein sollte, da doch ein großer Teil seiner Ernte der Trockenheit zum Opfer fiel? Wie soll er ein solches Lebensgefühl pflegen, wenn sein Betrieb aufgrund der Ausfälle kurz vor dem Ruin steht? Wird er voller Dank für das sein, was ihm blieb, angesichts dessen, was ihm verloren ging?

Ja, man hat es nicht leicht mit der Dankbarkeit, wenn die Zuwendungen Gottes anders ausfallen, als wir es uns wünschen und erhoffen. Das Volk Israel litt Not in der Wüste, haderte mit Gott bis hin zur vollkommenen Abkehr. Und dennoch blieb Gott ihm zugewandt. Dürren und Naturkatastrophen hat es immer wieder gegeben und nichts deutet darauf hin, daß wir in Zukunft nicht solchen Gefahren ausgesetzt sein würden.

Darum ist es so wichtig, die Geschichte Gottes mit seinem Volk, wie sie in den Schriften des Alten Bundes bezeugt ist, immer wieder aufs Neue in den Blick zu nehmen. Die Dankbarkeit, von der die alte Diakonisse sprach, bedarf nämlich einer besonderen Zutat, um sich wirklich entfalten zu können: persönliches Gottvertrauen.

Erntedankgottesdienste sind vielerorts mittlerweile zu einem Öko-Event mutiert. Um nur zwei Beispiele zu nennen: Auf einem Handzettel informierte eine Pfarrerin ihre norddeutsche Kirchengemeinde darüber, daß als Erntegaben *natürlich* nur vegane Produkte abgegeben werden soll-

ten. Woanders zog man an diesem Sonntag vor die Tore eines Kraftwerkes, um so ein Zeichen gegen Umweltzerstörung und Klimawandel zu setzen. Ohne Frage mag solches mit den ehrenwertesten Absichten verbunden sein, aber geht es dabei tatsächlich um die Vergewisserung unseres persönlichen Gottvertrauens oder doch nur um die Selbstvergewisserung, auf jeden Fall auf der Seite der „Guten“ im Lande zu stehen?

Nicht ohne Grund feiern Juden ihr Erntedankfest am gleichen Tage, wie das Gedenken an die Übergabe der Gesetzestafeln. Beides sind Zuwendungen Gottes. Letzteres ist so groß, so unbegreiflich, so übermächtig, daß es allemal den immer wieder einmal eintretenden Mangel bei einer Ernte aufzuwiegen vermag. (Joel Berger)

Haben nicht auch wir eine unendlich wertvolle Zuwendung Gottes erfahren, und sollen nicht auch wir uns immer wieder dieser erinnern, ja, sie verinnerlichen? Die Versöhnungstat Jesu Christi ist eine Zuwendung Gottes, die durch keine seiner irdischen aufgewogen werden kann. Dessen sollten wir eingedenk sein, wenn das, was wir erwarten – vielleicht sogar erwarten dürfen – nicht eintritt.

Wir dürfen Erntedankfest feiern, ja wir sollen es sogar. Wir dürfen für Gottes gute Schöpfung danken, wir sollen für ihren Erhalt und ihre Bewahrung eintreten, mit Gebeten, Zeichen und Taten. Wir dürfen das und sollen das sogar, wenn wir dabei nicht die eigentliche und wichtigste Zuwendung Gottes aus dem Blick verlieren.

Abb.: M. D. Oppenheim „Schawuot“, (Wikim.Com.) ◀

SPINNSTUBE UND ROCKENZUNFT.

P. EM. PETER MERX

Wenn die Felder abgeerntet waren, und man ihre Früchte in die Scheuern gebracht hatte, dann zog der Herbst ins Land: raue Winde pfliffen immer wieder die Dorfstraße entlang, peitschten oft Regen übers Land, und schließlich kam der Winter mit Schnee und Frost und machte es draußen vollends ungemütlich.

Auch das Vieh verlangte nach dem Stall; dort war es im Herbst und im Winter gut untergebracht und empfing jeden Tag sein Futter.

Nun begann auf den Höfen die Verarbeitung des Flachses, der, bevor er zu Leinen gesponnen werden konnte, bereits einen weiten Weg hinter sich hatte: „Für den Anbau muß der Acker gut verarbeitet sein. Die etwa fingerlang gewordenen Pflänzchen werden sorgfältig gejätet. Das Raufen kommt nach der Getreideernte. Der Flachs bleibt auf dem Felde liegen, bis die Samenkapseln („die Kutta“) dürr sind. Dann kommt er in Gebinden auf die Tenne, wo in die Seitenwände drei bis vier Riffeln eingelassen sind, von denen jede aus sechs etwa 22 cm langen, enggestrellten eisernen Zinken besteht, die an der Spitze leicht gekrümmt sind. Diese reißen beim Riffeln die Kapseln ab, die dann im

Winter ausgedroschen werden. Der geriffelte Flachs kommt aufs Stoppelfeld zum Rösten, bis ihn Sonne, Tau und Regen zum Brechen mürbe gemacht haben. Dann bindet man ihn zu „Gebießeln“ von zwei „Haukeln“ Stärke. Jede Gemeinde besaß einst ein Dörr- oder Brechhaus, in welchem der Flachs während des Winters gedörrt und auf den hölzernen „Brechen“ gebrochen wurde. Die Breche ist ein einarmiger Hebel, der auf einer Unterlage, dem „Rumpelfuße“, die Stengel so zerkleinert, daß sich die Flachsfäden lösen. Jede Magd mußte die für einen Tag festgesetzte Menge, „die Zahl“, bearbeiten. Zwei „Hamfeln“ Flachs waren eine „Reiste“, dreißig Reisten ein „Kloben“, fünf Kloben ein „Gebund“. Der Abfall ist die „Zulle“.

Nun kommt das Hecheln. Die Hechel ist ein Gestell mit einer Platte, in welche Zinken eingelassen sind. Der feingehechelte Flachs wird in „Käutel“ gedreht. Das Käutel kommt auf das „Überrücke“, das auf dem Rockstecken oder Rockstegel steht. Der Hechelabfall ist das „Werg“. Die Zulle wird an den weitstehenden Zinken der „Kratze“ gekratzelt. Die mühsam zu spinnenden Kratzeln werden zu „wirkener“ Leinwand verwoben, die „feine“ Leinwand heißt die „flächsene“. Gesponnen wird mit der „Spille“. Das ist ein glatter Holzstecken von Unterarmslänge, der sich nach unten etwas verstärkt. Daran steckt der steinerne „Wirtel“, der beim Drehen der Spule das Schwergewicht unten erhält. Gedreht wird die Spille mit dem Daumen oder Mittelfinger. Der Faden wird auf die Spille gewickelt. Er



Die Verarbeitung des Flaxes in ihren Einzelheiten.

wird feiner als am Spinnrade, wo der Flachs oft zu wenig ausgezogen wird. Oder er wird zu scharf gedreht und so „knörplich“ oder „mieseldrätig“.

Um zum Netzen den nötigen Speichel zu haben, kauen die Spinnerinnen Backobst. Das ist die „Netze“. Was beim Kratzelspinnen übrigbleibt, wird auf dem größeren „Puzenrade“ versponnen. Aus Puzenleinwand werden Arbeitsschürzen, Grastücher, Pferdedecken und Stubenhader (Aufwischlappen) gemacht.

Das Spinnrad heißt in manchen Gegenden der „Geist“. Das Trittbrett, der „Trittlich“, ist durch eine Stange, dem „Bettelman“, mit der Radkurbel verbunden. Das Rädchen, das mit der Rädelschnur die Umdrehungen auf dem Wirtel umsetzt, ist der Hauptteil. Der Wirtel sitzt am Rädeltgestelle. An einer eisernen Spille steckt das „Schleifel“ oder „Pfeifel“, die Spule, dahinter der hölzerne Wirtel mit den Rillen für die Rädelschnur. Vor das hölzerne Schleifel wird die hufeisenförmige „Feder“ gesteckt, deren beide Enden über das ganze Schleifel reichen. Durch ihre Löcher wird der Faden auf das Schleifel geleitet. Ist auf dem Schleifel ein „Närbel“ oder „Häsel“ voll, also eine Spule fertig, dann wird „abgeweißt“. Die Weiße ist eine kurze Elle lang. Auf ihre im rechten Winkel zueinander stehenden Hörner wird das Garn so übertragen, daß ein Faden daran vier Ellen mißt. Zwanzig Fäden werden durch einen „Fitzfaden“ zusammen gebunden, zwanzig solcher Gebinde sind eine „Zaspel“, drei Zaspeln ein „Strähnel“, vier Strähnel sind ein „Stück“. Usw. (bei Joseph Klapper, Schlesische Volkskunde, Stuttgart 1952, S. 80 f.)

Es wurde so viel Flachs angebaut, daß der Bauer genug für den eigenen Haushalt besaß, einen Teil des Gesindelohns mit Leinen bezahlen und eine große Menge auf den Markt bringen konnte.

Gesponnen wurde der Flachs an gemeinsamen Zusammenkünften von Frauen und Mädchen an den Winterabenden in verschiedenen Häusern. Man ging zum „Rocken“ oder zum „Lichten“. Beide Bezeichnungen, die in verschiedenen Gegenden verschieden verwendet wurden, stehen für denselben Brauch. Die „Rockenzunft“ kam bei einem „Rockenvater“ zusammen, der auch für Getränke und Backobst sorgte. Als „Spinnrocken“ wurde mancherorts der hölzerne Stab bezeichnet, auf den man das zu verspinnende Material wickelte. Die Zeitspanne für die „Lichten“- oder „Rockengänge“ war von Dorf zu Dorf verschieden. Es waren Arbeiten, die bei Licht verrichtet wurden, daher auch der Name. Der früheste Zeitpunkt war die Zeit ab Michaelis (29. September), ab dem Burchardstag (11. Oktober), Martinstag (11. November) oder erst nach dem „Hohen Neujahr“ (6. Januar). Schluß war am Aschermittwoch oder vor der Frühjahrsbestellung der Felder. In der Weihnachtszeit (Zwölf Nächte!) durfte nicht gesponnen werden.

Nachdem das Vieh versorgt war, begaben sich die jungen Mädchen und einige ältere Frauen zum „Rockenabend“. Jede hatte ihre Geräte dabei: das Rockenstöckel mit der Kruschel – das ist das Holz, auf dem der Flachs aufgebunden wird, die Spindel, der „Ziegenbock“, der Geist und der Schleuder (damit wurde feines Garn gesponnen), und nicht zuletzt das Spinnrad. Zuerst wurde in der Re-



gel für die Herrschaft gearbeitet, danach für den eigenen Bedarf, vor allem für die Aussteuer. Fürs Spinnen gab die Herrschaft jedes Jahr den Stoff zu einem Hemd und einer Schürze. Zwischendurch wurde getrocknetes Obst verzehrt, das brachte genug Spucke. War der Rocken eingebunden, wurde ein Tuch darum geschlungen, und die fleißigen Spinnerinnen erwarteten eine Tasse Kaffee. Dazu wurde gelegentlich eine harte Brezel gereicht, die in den heißen Kaffee „getitscht“, mit Zucker bestreut und mit dem Kaffeelöffel gegessen wurde.

An den Rockenabenden wurden auch fleißig Geschichten erzählt und fröhliche Lieder gesungen. Was im Dorf passiert war, wer mit wem „ging“ – das alles wurde „durchgehehelt“.

Am liebsten jedoch erzählte man sich Spukgeschichten. Besonders im Isergebirge wußte man viel von geisterhaften Gestalten und Gespenstern zu erzählen, und es gab dort wohl keinen Ort, und an manchen Orten kein Haus, in dem es nicht manchmal „scheechte“ oder „umging“.

Betrachten wir nun einige dieser „Geistergeschichten aus der Rockenzunft“!

Bei der Tochter vom Schindel-August in Groß-Iser ist einmal um Mitternacht ein Mann mit einer Sense in die Kammer gekommen, daß das Mädchen voller Angst zu ihrem Vater nach unten gerannt ist. Als dieser dann die Treppe hinaufschlich, um den Spuk zu erwischen, war natürlich keiner mehr da. Bei der Ernestine Schneider ihrem ältesten Sohn war einmal eine weiße Gestalt erschienen, die auf einer Geige spielte. Der Sohn ist auch davon gelaufen und hat seine Mutter gerufen. Die wußte mit Geistern anders umzugehen und hat tüchtig zu fluchen angefangen. Da verschwand das geigende Gespenst unter einigem Mißtönen.

Nicht geheuer war es auch in Flinsberg an der Stelle des früheren Galgens. Hier kam eines Abends der Steckel-Louis mit seiner Frau vorbei. Plötzlich konnte die Frau nicht mehr weiter, da sich „etwas“ um ihre Füße gewickelt hatte. Als ihr Mann zu ihr zurückkam, um zu sehen, wo sie abgeblieben war, hielt „es“ auch ihn fest. Da fing er nach alter



Gewohnheit an, kräftig zu fluchen – und siehe da: beide kamen wieder frei.

Es gab auch weiße Frauen, die um Mitternacht umgingen. Das waren Verwunschene, die umhergehen mußten, manchmal Unheil oder den Tod anzeigten und auf ihre Erlösung warteten. Das können aber nur wenige, und es braucht auch eine gehörige Portion Mut dazu, weil sich die Verwunschenen in der Stunde der Erlösung in einen großen Wurm, eine vielköpfige Schlange oder eine riesige Kröte verwandeln. Daran sind dann die Erlösungen oft gescheitert, da auch mutige Menschen bei solchen Gesichtern Angst bekamen.

Zwei jungen Mädchen auf dem Wege nach Flinsberg begegneten am Langwiesenfluß über dem Forsthaus von Groß-Iser gleich zwei weiße Frauen, die immer vor ihnen hergingen. Die Mädchen wollten die Frauen gerne einholen, weil sie nicht besonders ängstlich waren. Aber es gelang ihnen nicht, so sehr sie sich auch beeilten. Als ihnen ein alter Mann entgegenkam, erzählten sie ihm von den beiden weißen Frauen, aber der konnte nichts sehen, und die Gestalten waren auch wirklich verschwunden.

Bei solchen Geschichten, beim Lichte blakender Öl- oder Petroleumlampen erzählt, läuft es einem schon kalt den Rücken herunter, man zieht den Kopf ein und rückt näher zusammen, besonders beim Gedanken an den Heimweg durch die Dunkelheit.

Doch – was war das? Plötzlich kam durch undichte Fenster und Türen Ruß in die Stube geweht. Wer das Fenster öffnete, um nachzusehen, erblickte draußen Gestalten in weißen Gewändern und einem ausgehöhlten Kürbis als Kopf, in welchem eine brennende Kerze steckte. Das hatte mit Halloween nichts zu tun, sondern verkleidete junge Burschen wollten die kluckende Rockenzunft ein bißchen aufmischen und durften dann am weiteren Verlauf des Abends teilnehmen, schließlich wurden sie noch als Begleitung auf dem Heimweg gebraucht.

Viel unheimlicher jedoch wirkte die sogenannte „Rumpelschnur“. Dazu wurde eine Nadel mit einem gewichsten





Bodo Zimmermann: „Alte Weberhäuser am Isergebirge“
Holzstich, in: *Schlesischer Gottesfreund* 12/1952

Zwirnsfaden in die Fensterkitte gesteckt. Beim Darüberstreichen vibrierte und summte die Fensterscheibe ganz schauerlich und versetzte die Rockenzunft in Angst und Schrecken.

Man erzählte sich auch von Geistern, die handgreiflich wurden. Ein Flinsberger Musiker, der mit seinen Kollegen in der Gaststätte „Wiener Hof“ aufgespielt hatte, ging auf seinem Heimweg über den Friedhof. Dort fiel ihm in seinem beduselten Kopf ein, er könne ja den Toten ein Ständchen bringen, und er begann ein fröhliches Tänzchen zu spielen. Da bekam er unversehens eine Tachtel (Ohrfeige), daß er bewußtlos und einige Meter weit geschleudert wurde. Danach war er für ein paar Tage ziemlich wirr im Kopf, und die Haare waren ihm auch ausgegangen.

Ein ähnliches Erlebnis widerfuhr dem Nachtwächter in Meffersdorf, der einmal früh um vier Uhr auf den Kirchturm stieg, um den Tag einzuläuten. Mit ihm stieg eine weiße Gestalt hinauf, und ihm wurde etwas mulmig. Er läutete, stieg wieder vom Turm hinab, und die Gestalt folgte ihm. Unten angekommen, bedeutete sie ihm, hinter ihr herzukommen. Als er sich weigerte, bekam er eine solche Tachtel, daß er zu Boden stürzte und erst wieder aufwachte, als es schon hell war.

An manchen Orten spukten auch kleine Männel herum, graue, schwarze und weiße. Die erschienen auf einmal aus dem Nichts und erschreckten die Leute oft. Manche verstanden die kleinen Geister zu rufen und sie dann irgendwohin zu bannen, wie der eine Kaplan, der dabei das 6. und 7. Buch Mose vorwärts und rückwärts las.

Vor manchen Geistern allerdings brauchte sich niemand zu fürchten, wie etwa das junge Mädchen, das in eine unterirdische Kapelle im Buchberg bei Klein-Iser verbannt war.

Aber der Scholz-Bauer aus Groß-Stöckigt ist einmal mächtig erschrocken gewesen, als beim Abendbrot ein in graue Lumpen gewickelt Wesen in seine Stube rollte, weder Mensch noch Tier, mit einer schnabelförmig gebogenen Nase und glühenden Augen. Eine ganze Weile hockte es da, ohne sich zu rühren. Dann machte es kehrt und hum-

pelte hinaus bis zu einem Weidenstrauch, wo es schließlich verschwand.

Die größte Angst aber hat einmal ein Greiffenberger im Liebenthaler Klosterwald ausgestanden. Er hatte sich in Liebenthal verspätet und war in die Dunkelheit geraten. Plötzlich stand ihm eine Gestalt gegenüber, die sein eigenes Gesicht trug. Erschrocken trat er ein Stück zur Seite, damit sie vorbeigehen konnte. Doch die Gestalt folgte ihm, wohin er auch ging, und sie trat ihm immer wieder in den Weg. Selbst als er sich hinter einem dicken Baum versteckte, folgte sie ihm nach. In seiner Angst sprang er schließlich über den Straßengraben und versuchte, der Gestalt im dicken Gebüsch zu entkommen. Trotz aller Anstrengung gelang es ihm nicht: immer wieder blickte er in sein eigenes schreckverzerrtes Gesicht. Er ist dann, wie von einer Furie gehetzt, querfeldein gelaufen, bis er zu einem Kretscham (Gaststätte) kam. Dort fand man ihn am nächsten Morgen zusammengesunken und ganz verwirrt.

Am späten Abend fand die Rockenzunft ihr Ende: die Spinnerinnen zog es heimwärts und manchen trug ein Begleiter das Rockenstöckel mit der Kruschel. Die Kinder, die als stille Zuhörer der Versammlung beigewohnt hatten, entweder mittendrin oder in der „Hölle“ des Kachelofens, gingen zu Bette. Später erinnerten sie sich gern an die gemütvollen Zusammenkünfte:

*Von Fabeln bei der Rockenzunft
empfand ich mehr Vergnügen
als jetzt von Schlüssen der Vernunft,
in welchen Knoten liegen.*

So sagte schon Johann Christian Günther (1695-1723) in seinem Gedicht „Die schmerzliche Erinnerung der Jugendjahre.“

Die Spinnstube war eine feste Einrichtung im dörflichen Leben zur Winterszeit. Sie war eine echte Kommunikationsbörse, die das Dorfleben prägte. Was hier erzählt wurde, sprach sich herum, und das sollte es auch.

Versuchen wir nun, einige der erwähnten Spukgeschichten einzuordnen. Bei den Geschichten, in denen übermütige Zeitgenossen vom Gespenst bestraft werden, zeigt sich der Geist als moralische Instanz: man spielt keine Tanzweisen auf dem Friedhof. Der Meffersdorfer Nachtwächter bekommt es mit einem Boten aus der jenseitigen Welt zu tun. Er erkennt das nicht, wird ungehorsam dessen Weisung gegenüber, und er empfängt seine Strafe.

In der Geschichte von den gebannten Kleingeistern zeigt sich eine Vermischung evangelischer und katholischer Gebräuche: das 6. und 7. Buch Mose, eine Sammlung von Zauber- und Bannsprüchen war hauptsächlich in evangelischen Kreisen verbreitet. Wer es besaß, dem wurden Zauberkünste nachgesagt. Darum hielt man den Besitz des Buches möglichst geheim, um sozialer Ächtung zu entgehen. Das ist das Eine. Das andere ist der Kaplan, der hier wohl einen Exorzismus aus dem „*Rituale Romanum*“ vornahm, bei dem er sich der lateinischen Sprache bediente. Für Nichtlateiner sah das so aus, als läse er „*vorwärts und rückwärts*“. Evangelische Nichtlateiner unterstellten da den Gebrauch des 6. und 7. Buches Mose. (Klammer auf: wäre es nicht schön, auch heute noch Kleingeister einfach weg-



zubannen? Klammer zu) Das Erlebnis des wohl volltrunkenen Greiffenbergers klingt ganz nach Deliriumsphantasien.

Die Welt war auf den Dörfern damals noch weitgehend in Ordnung, wenn sich auch zuletzt die Auswirkungen des

Krieges zeigten. Mit der Vertreibung ging auch die Spinnstube unter, da die Dorfgemeinschaft unwiederbringlich dahin war. Abb. S149, 150: „Die Verarbeitung des Flaxes ...“, in „Fliegende Bilderbögen für die Jugend“, Berlin 1842 ◀

AUS DER GESCHICHTE DER GEMEINSCHAFT EVANGELISCHER SCHLESIER

CHRISTOPH SCHOLZ

LAG HANNOVER – BRAUNSCHWEIG – SCHAUMBURG-LIPPE

Die Anfänge – 1950 bis 1973

Die Gründung der Bundesorganisation der Gemeinschaft evangelischer Schlesier datiert schon vom 23. März 1950 und fand in Darmstadt statt. Zuvor gab es zunächst sogenannte regionale Betreuungsausschüsse und Schlesische Hilfskomitees. Dem folgten den Landeskirchen zugeordnete Landesarbeitsgemeinschaften (LAG), so auch im Bereich der niedersächsischen Landeskirchen. Für alle Einzelheiten der Bundesorganisation und auch für diese Spuren in der Landeskirche Hannover verweise ich auf das lesenswerte, von Dr. Christian-Erdmann Schott herausgegebene Buch.¹ Was die Organisation und die Beschaffung der bescheidenen Finanzen betraf, war seinerzeit Lektor und Geschäftsführer Gerhard Rauhut (1948-1972) zuständig, der aber lieber im Hintergrund blieb. Die sehr kleine Gesamtorganisation hatte bis 1972 ihren Sitz in Hannover. Dort gab es auch für die Landesarbeitsgemeinschaften einen sicheren Rückhalt.

In dieser frühen Zeit ging es vorwiegend um die Sammlung der evangelischen Schlesier, welche die schlesische Herkunft als Verpflichtung ansahen, als Verpflichtung gegenüber den Landsleuten und als Verpflichtung auch gegenüber dem kirchlichen schlesischen Erbe.

Auch vielfältige karitative Hilfestellung wurde geleistet. Schon seit den ersten Jahren nach der Vertreibung wurden die besonderen Gottesdienste für Vertriebene eingerichtet, die aber nicht als Hauptgottesdienste am Sonntagvormittag stattfinden durften und vom Superintendenten oder sogar von einer übergeordneten kirchlichen Behörde jeweils genehmigt werden mussten.

Die Ostdenkschrift der EKD von 1965 hatte viele der treuesten und aktivsten Vertriebenen gegen die Verfasser und gegen die Kirche aufgebracht. Man hatte weithin den Eindruck, nicht befragt und nicht eingebunden zu sein, obwohl es doch um die ureigensten Fragen, schlicht um das Selbstverständnis der Vertriebenen, ging.

Jahre fruchtbaren Wirkens – 1973 bis 2018

Der Schlesische Kirchentag – so nannte sich bis 2015 mißverständlich das Parlament der evangelischen Schlesier – fand 1973 in Bad Segeberg statt und bedeutete eine

wichtige Wegmarke, brachte er doch auch zu einem wichtigen Teil einen Generationswechsel. Im Bund der Gemeinschaft wechselte die Geschäftsführung zu Pastor Reinhard Hausmann, der in Pionier-Arbeit die restdeutschen ev. Gemeinden in Schlesien besuchte und als Folge die wichtige Schlesien-Hilfe aus der Taufe hob. Das Präsidium des Kirchentags übernahm Dr. Eberhard Günter Schulz und den Vorsitz der Gemeinschaft Propst Eberhard Schwarz.

Die ersten Schlesien-Kontakte wurden von Pastor Hausmann ab 1973 in die Wege geleitet und z.B. 1974 bei einer Schlesien-Fahrt von acht begeisterungsfähigen jungen Leuten verstärkt. Die Anlauf-Orte waren Lauban, Waldenburg, Breslau, Groß Walden, Golassowitz, Ustron, Dziępielów und Teschen.

Die damals wieder möglichen Kontakte nach Schlesien zu den verbliebenen evangelischen Schlesiern bedeuteten eine völlig neue aufregende Situation. Einerseits erstes Wiedersehen mit den heimatlichen Wurzeln und zweitens Kontakte mit Polen, die man 1945/46 eigentlich mehrheitlich als Feinde und Vertreiber erlebt hatte.

Diese ersten Beziehungen zu den Pfarrern und auch zu den Gemeinden wurden in den nächsten Jahren langsam ausgebaut, bis es dann nach der Wende möglich war, Pfarrer und Kirchenvorsteher zu unseren Tagungen in Deutschland einzuladen und sie zu besuchen. Vor dieser Zeit wurden Kontakte in aller Stille geknüpft, um niemanden unter unseren Partnern zu gefährden. Wir befanden uns ja noch im Ostblock, wo das Spitzelwesen blühte.

Das Gleiche galt für die Kontakte zur Görlitzer Landeskirche. Lektor Lissel, Heimleiter im Heim der Braunschweigischen Landeskirche auf dem Hessenkopf bei Goslar, hat uns die Wege für Bundes- und LAG-Tagungen dort geöffnet und für uns ein Stück Heimat geboten.

Zurück nach Bad Segeberg 1973. Drei konzentrierende Grundsatz-Referate beherrschten diese Tagung:

- 1.) Woher kommen wir ev. Schlesier,
Referent: Gerhard Hultsch,
- 2.) Wo stehen wir?
Referent: Eberhard Günter Schulz,
- 3.) Wohin gehen wir?
Referent: Eberhard Schwarz.

In der neuen dort beschlossenen Satzung wurden drei Hauptziele für die Arbeit postuliert:

„In der Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e.V. haben sich evangelische Christen zusammengeschlossen, um:

a) das geistliche, geschichtliche und kulturelle Erbe der schlesischen Kirche zu wahren und für die Zukunft fruchtbar zu machen;

b) im Sinne dieses Zieles die Verbundenheit zwischen den Evangelischen in Ost und West zu pflegen und durch tätige Hilfe zu fördern;



c) für Glaubens und Religionsfreiheit, Menschenrechte und Toleranz einzutreten und zur politischen Urteilsbildung aus christlicher Verantwortung beizutragen.“

Was war auf der Grundlage dieser drei Ziele – fürwahr große Worte – praktisch zu tun?

Die erste Aufgabe: Die Tagungen der Kirchentage und der Landesarbeitsgemeinschaften (LAG) sollten dem Rechnung tragen. Von Johann Heermann über Benjamin Schmolck bis Jochen Klepper, von der ersten deutschen Besiedlung Schlesiens über die segensreichen Friedens- und Gnadenkirchen bis zum Kirchenkampf im Dritten Reich sollten Referate gehalten werden. Sorgsam mussten dafür Referenten gesucht werden. Anspruchsvoll sollten die Referate sein, aber keinesfalls im Stile eines Oberseminars.

Daneben sollte auch die schlesische Seele zum Klingen kommen, bei Mundart-Abenden und bei Dichterlesungen (z.B. mit Jochen Hoffbauer), bei den Sonntagsgottesdiensten mit der immer noch vertrauten schlesischen Liturgie und dem Gemeinschaft stiftenden Abendmahl. Ein Stück Beheimatung sollte in den wenigen Tagen der Treffen hergestellt werden.

Dringend suchten wir schon seit Jahren Nachwuchs und versuchten auf verschiedenen Wegen zu werben. Wir von der Erlebnis-Generation wurden älter und hinfalliger.

Zu den praktischen Maßnahmen der LAG gehören auch Rundbriefe, Weihnachtsbriefe und Geburtstags-Gratulationen, auch für alle die, welche nicht mehr zu unseren Tagungen kommen können. Sie wollen und sollen doch mit uns in Verbindung bleiben!

Zum zweiten Ziel „der Verbundenheit der evangelischen Schlesier in Ost und West und tätige Hilfe“: Dazu gehörte von Anfang an unsere „Schlesien-Hilfe“, gespeist von persönlichen Spenden und den immer sehr ansehnlichen Kollekten. Besonders erfreulich die von unseren Mitgliedern bundesweit in wenigen Wochen gespendeten über 100.000 DM für die Geschädigten des Oder-Hochwassers 1997 in Schlesien. Am dringendsten wurde sie gebraucht für die Opperlner ev. Gemeinde, deren Kirche bis fast unter die Orgel unter Wasser gestanden hatte. Wir sprachen uns damals mit den schlesischen Johannitern ab. Das Beglückende war dann: neue Kontakte mit polnischen Pfarrern und ihren Gemeinden.

Als sichtbares Zeichen fanden häufiger Reisen von Vorstandsmitgliedern nach Schlesien statt und Gruppenreisen, die z.B. Wilfried von Watzdorf seit Jahren angeboten und durchgeführt hatte. Auch geschah es häufig, daß polnische Pastoren der ev. Gemeinden in Schlesien nach der Wende zu unseren Jahrestagungen kamen, uns über ihre Gemeinden berichteten und bei den Gottesdiensten die Predigt hielten. Auf diese Weise haben wir in unseren LAGs schon die Bischöfe Bogusz und Pytel und die Pfarrer Fober, Mendrok aus Breslau bzw. aus Wlozlawek, Schröder aus Kreuzburg, Czyz aus Skotschau, Stawiak aus Jauer, Debski aus Sorau, Gansel aus Liegnitz und Krolewicz aus Lauban kennengelernt.

Eine Bereicherung für beide Seiten auf menschlicher Ebene war und ist der Austausch von Gedanken und Meinungen; begehrt und wichtig sind die Begegnungen auch für die Menschen drüben, auch wegen der reichhalti-

gen Kollekten unserer spendenfreudigen Schlesier.

Nicht zu vergessen sind in diesem Zusammenhang die Berichte von Schwester Lidia Podzorska von der Diakoniestation in Breslau vor einigen Jahren. Sie besucht regelmäßig etwa 40 bis 50 alte, kränkliche Evangelische zwischen Breslau und Lauban, Hirschberg bis Grünberg und versorgt sie mit den elementaren Pflegediensten und noch mehr, mit Liebe.

Fast von selbst versteht es sich, daß wir mit der Görlitzer Kirche – eigentlich unsere Rest-Heimatkirche – im alten und im neuen Gewand nach der Fusion zur Kirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz, regelmäßig enge Kontakte pflegen, und dies seit der Zeit der Bischöfe Fränkel, Wollstadt, Dr. Rogge, Wollenweber, Dr. Pietz, und heute unter Generalsuperintendent Herche.

Diese Region ist ja immer noch der letzte Zipfel der ehemaligen schlesischen evangelischen Kirche und sie pflegt das gleiche Erbe wie wir. Auch verbindet uns mit ihr und der ev. Diözese der Polnischen Augsburgischen Kirche unsere anspruchsvolle Kirchenzeitung „Schlesischer Gottesfreund“.

Zu nennen sind noch die „Pädagogen-Gespräche“. Die Teilnehmer leben über die ganze Bundesrepublik verstreut. In diesem Jahr können wir in der Ev. Akademie in Jauernick unser 50. Treffen begehen. Vor der Wende konnten die Zusammenkünfte nur in Ostberlin stattfinden. Damals waren sie für unsere Partner aus der Landeskirche Görlitz ein Wagnis. (vgl. Schott, S.191ff.)

Wichtig für die seelische Beheimatung sind z.B. auch die sogenannten Ost-Gottesdienste in der Lukas-Kirche in Hannover. Sie werden vom Landeskonvent der zerstreuten Ostkirchen drei- oder viermal im Jahr durchgeführt. Es folgen danach jeweils ein Kaffeetrinken und ein Vortrag über Themen zu Ost-West-Fragen und das kulturelle Erbe der Vertriebenen.

In den anderen LAG wird mit den Ost-Gottesdiensten ähnlich verfahren: in Oldenburg, in Sachsen-Anhalt (Zerbst und Neinstedt), in Baden-Württemberg, Görlitz, Rheinland, Berlin, Hessen-Pfalz und früher in Westfalen und Bayern.

Das dritte Segeberger Ziel spielt heute weniger eine Rolle bis auf den Punkt: „Urteilsbildung aus christlicher Verantwortung“. Das gilt für alle LAGs bei ihren Tagungen und auch für den Johann-Heermann-Kreis der schlesischen Pädagogen, die nach der Wende abwechselnd in Jauernick, Hannover oder Springe tagen konnten.

Um dieses Ziel auch in die Gesellschaft hinein mehr bemerkbar zu machen, hatte der Bundeskonvent der zerstreuten Ostkirchen bei den Kirchentagen in Hannover, Köln Bremen, Dresden, Hamburg, Stuttgart, Berlin einen Stand beim „Markt der Möglichkeiten“ aufgebaut, an dem wir unsere Zeitschriften und Bücher anboten und uns zu Gesprächen stellten. Das Gleiche galt und gilt für die landmannschaftlichen Schlesier-Treffen in Köln, Nürnberg und zuletzt in Hannover. Dazu kommen die ökumenischen Gottesdienste am Freitagnachmittag zur Eröffnung jedes Treffens, die abwechselnd von uns oder den Katholiken vorbereitet werden, und selbstverständlich an den Sonntagen die evangelischen und katholischen Gottesdienste. Auch das evangelische Jugendwerk, das Pastor Dr. Hans-



Henning Neß vor Jahren gründete und leitete, hat große Verdienste um die Verständigung mit jungen Menschen im Osten.

Eng vernetzt sind wir mit folgenden Organisationen: mit dem Bundeskonvent der Ostkirchen in der Zerstreuung, dessen Mitglied die Gemeinschaft ev. Schlesier ist, mit dem Verein für schlesische Kirchengeschichte, mit dem VEESO-Verein zur Erforschung und Erhaltung schlesischer Orgeln, mit den schlesischen Katholiken, mit der Genossenschaft schlesischer Johanniter, mit der wir bei der Schlesien-Hilfe zusammenarbeiteten; bei der Landsmannschaft Schlesien sind wir korporatives Mitglied und haben bei deren Delegierten-Versammlung Stimmrecht.

Zusammenfassung

Sehr früh schon – sobald es überhaupt möglich war, seit Anfang der 1970er Jahre, betätigten sich Mitglieder der Gemeinschaft ev. Schlesier als Pioniere bei der deutsch-polnischen Verständigung. Schlesien-Fahrten zum Besuch der evangelischen Restgemeinden wurden durchgeführt und

kontinuierliche partnerschaftliche Kontakte mit evangelischen polnischen Gemeinden geschaffen. So entstand die Schlesien-Hilfe zur Unterstützung einiger hilfsbedürftiger Gemeinden und von Einzelpersonen und Familien.

Der deutschen Öffentlichkeit in der Bundesrepublik sind diese Aktionen der Gemeinschaft und der mit ihnen verbundenen Brüderorganisationen des Konvents der Ostkirchen in der Zerstreuung, der schlesischen Johanniter und des VEESO-Vereins zur Erforschung und Erhaltung schlesischer Orgeln deshalb nicht bekannt geworden, weil wir bis zur Wende unsere Partner geheim halten mussten. Unsere Gespräche und die praktische Hilfe vor Ort haben dort das deutsch-polnische Verhältnis positiv beeinflusst, mehr als gutgemeinte groß angelegte politische Verlautbarungen.

Die Verständigung ist dadurch ein Stück voran gebracht worden. Die politische Öffentlichkeit hat aber auch nach der Wende trotz unserer Informationen weithin nicht begriffen, daß wider jede Erwartung gerade Vertriebene seit vielen Jahren Brücken zu den polnischen Nachbarn geschlagen hatten, auf denen die hohe Politik später sicher nach Polen hinüberschreiten konnte. ◀

Lieber, verehrter Dietmar Neß,

ich werde bald 60 Jahre alt, der Gottesfreund demnächst 70 und Sie sind und bleiben unbestritten der Älteste in dieser Dreier-Konstellation. Irgendwie sind Sie ja für mich nie ganz von Bord des „Redaktionskahnes“ gegangen, denn sobald ich in meinem Gottesfreund-Archiv wühle, sind Sie wieder sehr präsent.

Begegnet sind wir uns erstmalig, lange bevor uns der Gottesfreund (zunächst) in einer Art Zweckgemeinschaft zusammenführte, das war 1999. Sie werden sich dessen natürlich nicht erinnern, zumal ich mich Ihnen nicht vorgestellt habe. Seinerzeit unterrichtete ich Religion an einigen Schulen in Hoyerswerda und ging auch noch einer nebenberuflichen Tätigkeit in Berlin Neukölln nach. Dorthin war ich auch an einem Sonntagmorgen mit dem Auto unterwegs und nahm den Umweg über Hoyerswerda, um bei einer der Schulen einige Bewertungen in den Briefkasten zu werfen.

Es war wohl eher eine romantische Regung, die mich bei der Durchfahrt von Groß Särchen bewog, zur links der Straße liegenden Kirche abzubiegen. Im Jahre 1982 hatte ich hier ein dreimonatiges Gemeindepraktikum absolviert, hatte mich ein wenig in die Tochter des damals amtierenden, sehr gestrengen Pfarrers verliebt, und davon ganz abgesehen, wirklich eine gute Zeit gehabt.

Aus der Kirche ertönte Orgelmusik und nicht allzu kräftiger Gemeindegang. Vorsichtig betrat ich durch den südlichen Seiteneingang das Kirchenschiff und quetschte mich in eine der nächststehenden Bänke. Ganz ehrlich, worum es in der Predigt ging, weiß ich nicht mehr, aber der kleine drahtige Pfarrer beeindruckte mich durchaus, zumal er kurz, knapp und auf den Punkt gebracht, zu predigen verstand.

Szenenwechsel. Ein knappes Jahr später trafen wir uns

wieder und zwar in der Veranda des Görlitzer Konsistoriums. Wir saßen dicht beieinander, während einer erweiterten Sitzung des Redaktionskreises der Kirchenzeitung.

Während ich noch grübelte, woher ich den kleinen drahtigen Mann neben mir kenne, lüfteten Sie das Geheimnis und stellten sich vor. Bei einer späteren Sitzung präsentierten Sie mir sogar eine meiner Zeichnungen, die ich 1982 von der Groß Särchener Kirche angefertigt hatte. Die hatten Sie mit der Pfarrstelle übernommen. Offensichtlich war die Pfarrerstochter von meinen unausgesprochenen Liebesanwandlungen unbeeindruckt geblieben und ließ die ihr verehrte Zeichnung einfach da.

Bei unserem nächsten Treffen saßen wir dann schon in Ihrem gemütlichen Ruhestandsitz, ebenfalls in Groß-Särchen, in der Wohnstube bei Kaffee und Kuchen und besprachen unser gemeinsames Vorgehen bei der Herausgabe des Gottesfreundes. Auch das ist nun schon wieder mehr als 13 Jahre her, von denen knapp sechs gefüllt waren mit kontinuierlicher, nicht immer unproblematischer, aber immer hochachtungsvoller Zusammenarbeit. Die Zeit nach 2012 konnten Sie ja für uns alle gewinnbringend bei der Vollendung des Schlesischen Pfarrerbuches nutzen. Es hat mir durchaus schon wertvolle Dienste geleistet.

Dafür und für manche andere gute Begegnung möchte ich Ihnen aus Anlaß Ihres 80. Geburtstages nochmals danken.

Weit mehr als 30 Jahre haben Sie dem Gottesfreund ihre Kraft, Phantasie und Ausdauer gewidmet und sich damit bei sehr, sehr vielen eine bleibende Erinnerung geschaffen.

Im Namen aller Leser und natürlich auch ganz persönlich wünsche ich Ihnen von Herzen Gottes reichen Segen und weitere, viele Jahre schöpferischen Tätigseins.

Ihr

Andreas Neumann-Nochten



WUNDERSCHÖNES OPPELN

Trotz der relativ langen Anfahrt von drei Stunden haben wir es uns nicht nehmen lassen, uns bei strahlendem Spätsommerwetter die schöne Stadt Oppeln näher anzuschauen und interessanten Vertretern der deutschen Minderheit zu begegnen.

1. Schlosspark und Piastenturm auf der Paschekeinsel – er ist das letzte Überbleibsel des 1931 abgerissenen Schlosses.

2. Blick über den Mühlgraben – das helle Gebäude neben der Baumgruppe gut erkennbar – ist die Rückfront der alten Synagoge an der Hospitalstraße.

3. Das Oppelner Rathaus, gelegen in der Mitte des Rings, ist im Stil des florentinischen Palazzo Vecchio gehalten und wird von dem 62,4 m hohen Rathausturm dominiert.

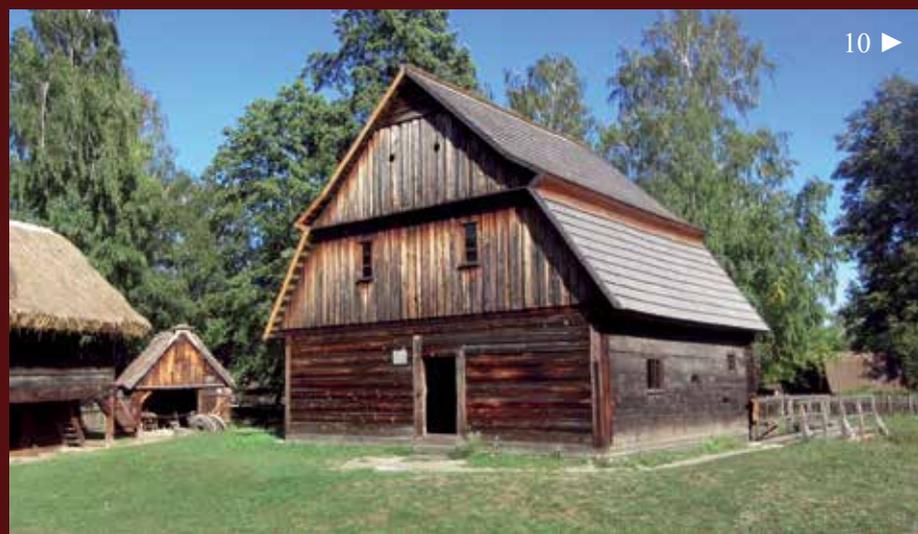
4. Wie in vielen schlesischen Städten ist auch in Oppeln der Ring der zentrale Platz der Stadt. Die Bebauung besteht aus nach dem 2. Weltkrieg neu errichteten Häusern im neo-barocken Stil.

5./6./7. Die Franziskanerkirche aus dem 14. Jahrhundert war bis Ende des Zweiten Weltkrieges Stadtpfarrkirche der evangelischen Gemeinde in Oppeln.

8. Die gotische Kathedrale zum Heiligen Kreuz ist eine dreischiffige, gemauerte Backsteinbasilika und wurde zwischen 1254 und 1295 errichtet. Die Westtürme sind eine bauliche Zutat der Jahre 1899/1900.

9. Von besonderer Freude war der Besuch in der Eichendorff-Bibliothek, der Zentralbibliothek der deutschen Minderheit, und das Gespräch mit deren Leiter. Der „Schlesische Gottesfreund“ ist dort fest abonniert und hoch willkommen!

Im Oppelner Stadtteil Birkowitz wurde in den 1960er Jahren ein Museumsdorf errichtet. Zu den aufgestellten Gebäuden gehören Bauernhöfe und weitere alte Bauwerke aus den Regionen rund um Rosenberg/OS, Oppeln und Neisse. (10./11./12.) ▼





3 ▶



155

4 ▼



◀ 7



◀ 6



◀ 5

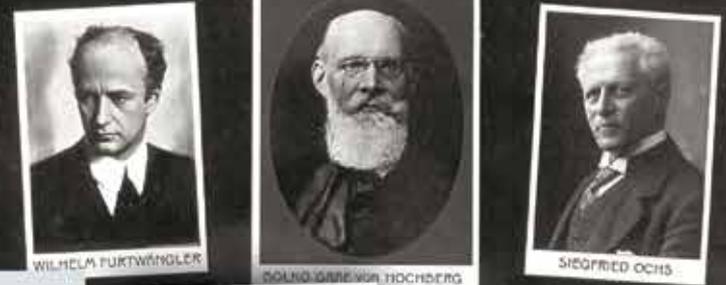


11 ▶

10. Wassermühle aus Alt Schalkowitz.
11. Evangelische Kirche aus Grambschütz.
12. Historisches Klassenzimmer.



12



An Stelle von Prof. Walter Fischer, der erkrankt ist, spielt die Orgel Herr

Fritz Kleiner.

Wegen plötzlicher Absage von Frau Helga Stjerna mußte das Programm leider noch eine weitere Aenderung erfahren. Es lautet folgendermaßen:

- 1. Orgel: Sonate e-moll. Joh. Seb. Bach
Allegro -- Andante -- Allegro
- 2. Violine: Mittelsatz a. d. Violinkonzert Joh. Brahms
Jos. Wolfsthal
- 3. Orgel: Präludium, Fuge u. Variationen César Franck
- 4. Violine: a) Träumerei Rob. Schumann
b) Abendlied Rob. Schumann
- 5. Fantasie u. Fuge über B-a-c-h, op. 46 Max Reger

Mitwirkende Donnerstag, den 14. Oktober:
Charlotte Müller, Alt; Wilhelm Strienz, Baß.

19. SCHLES. MUSIKFEST ZU GÖRLITZ VOM 5. -- 9. JUNI 1925

... Orgel von Max Reger, die ein unbekannter
Fritz Kleiner spielte. Auswendig und selbst
alles registrierend. Meisterhaft in der Technik,
klar in der Darstellung, tief empfunden
in den unerhörten poetischen und formellen
Schönheiten dieses großen Werkes. Der junge
Künstler ist Schlesier und lebt noch studierend
in Berlin. Man hat viel von ihm zu erwarten,
vielleicht höchstes. Der jubelnde Beifall wollte
nicht enden. (Die Orthographie folgt dem Original-Text.)

Das größte und unerwarteste des Abends war der Vortrag der Fantasie und Fuge über B-A-C-H für Orgel von Max Reger, die ein unbekannter Organist Fritz Kleiner spielte. Auswendig und selbst alles registrierend. Meisterhaft in der Technik, klar in der Darstellung, tief empfunden in den unerhörten poetischen und formellen Schönheiten dieses großen Werkes. Der junge Künstler ist Schlesier und lebt noch studierend in Berlin. Man hat viel von ihm zu erwarten, vielleicht höchstes. Der jubelnde Beifall wollte nicht enden. (Die Orthographie folgt dem Original-Text.)

Fritz Kleiner †

Er wurde am Freitag ein hochbegabter Sohn des
Fritz Kleiner, Organist an der Luisenstädtischen
Kirche. Im Alter von 28 Jahren ward er
wegen Krankheit mitten in einem zu den schönsten
Lebensjahren als Musiker, Ursprünglich
seines Vaters, des evangelischen Hauptlehrers
in Lobitz, für den Lehrerberuf bestimmt.
und kam zu seiner in Lobitz, für den Lehrerberuf bestimmt.
berief er auf den Rat seines Lehrers, Pastor Theodor Sommer die Prö-

Der Redaktion liegen die sehr unterhaltsam geschriebenen Lebenserinnerungen von Hauptlehrer und Kantor Hermann Kleiner (1864-1952) vor, die in Auszügen in den nächsten Ausgaben des Gottesfreundes erscheinen sollen. Sein Sohn Fritz Kleiner gab in den 1920er Jahren Anlaß zu großen musikalischen Hoffnungen, die sich allerdings durch dessen frühen Tod – er starb 28jährig – zerschlugen. Beredtes Zeugnis für die überdurchschnittliche Begabung Kleiners geben die Auszüge aus einer Görlitzer Tageszeitung des Jahres 1925.

Herbst

Die letzte Blume träumt in meinem Beete
vom Frühjahr und von Bienenflug,
als warmer Lufthauch sie umwehte
und süße Ahnung zu ihr trug.

Sie denkt an Sommernächte, wunderbare,
den Morgentau, der sie benetzt,
an glückbeseelte Liebespaare,
die sich an ihrem Duft ergötzt.

Sie spürt, wie ihre welken Blätter sinken,
wie erdwärts Kälte sie durchzieht.
Ein letztes sommerliches Blinken
noch, dann ist auch sie verblüht.

Isaak A. Rosenzweig